

Wo liegt Utopia?

Autor(en): **Keller, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **60 (1981)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-339689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

spektiven gehören. Vielleicht liegt es an der Überbürdung mit Tagesgeschäften, vielleicht haben uns neue Herausforderungen zu stark in ih-

ren Bann geschlagen. Vielleicht wiederholt sich aber auch ein Phänomen, das schon beim Godesberger Programm zu beobachten

war: Dass nämlich die Partei sich erst dann ihrer Grundsatzdokumente erinnert, wenn sie von den Umständen auf sie gestossen wird.

Franz Keller

Wo liegt Utopia?

Als der Humanist Thomas Morus 1515 im Geiste der platonischen Renaissance das Bild eines Idealstaates entwarf, wählte er zur Bezeichnung seiner Trauminsel das griechische Wort «Utopia» (=Nirgendwo). Er hat sich aber nicht als Utopist, sondern als Prophet erwiesen, denn es gibt heute eine Insel, die dem Eiland seiner Phantasie weitgehend entspricht: Kuba.

Die Insel Utopia ist von einem Helden erobert worden, von König Utopos. Er hat den Boden dem Volk zurückgegeben, das diesen nun einträchtig bebaut. Jeder Stadt ist so viel Ackerland zugeteilt, dass die Bürger es abwechselnd bewirtschaften können. Auch auf Kuba nimmt fast die ganze Bevölkerung an der Zuckerernte teil. Und Sie denkt wie die Utopier, von deren Städten es bei Morus heisst: «Keine Stadt hat das Bestreben, ihr Gebiet zu vergrössern, denn sie halten sich mehr für Bebauer als für Besitzer des Bodens.» Auf den Gehöften untersteht die Leitung des Haushalts einem Hausvater und einer Hausmutter. Wir lesen weiter: «Aus jedem Haushalt ziehen jährlich zwanzig Personen in die Stadt zurück, die nämlich, die zwei Jahre auf

dem Land zugebracht haben. An ihrer Stelle treten ebenso viele neue aus der Stadt.» Die Überwindung der Arbeitsteilung ist hier also schon so weit gediehen, wie sie Marx für die höhere Phase des Kommunismus vorgesehen hat, damit die Arbeit zum «ersten Lebensbedürfnis» wird. Auch Morus stellt sich vor, dass der Wechsel der Arbeit die Leute beglückt, heisst es doch: «Der Brauch, die Bauern ständig zu wechseln, ist zwar festgelegt, damit keiner gegen seinen Willen gezwungen wird, das harte Leben länger fortzusetzen, dennoch aber erwirken sich viele, die von Natur aus Freude an der Landwirtschaft haben, die Er-

Thomas Morus,
der Schöpfer von Utopia



laubnis, mehr Jahre zu bleiben.» Damit die Arbeit den Menschen in Stadt und Land nicht zu schwer wird, gibt es auf Utopia den Sechsstundentag. Man arbeitet von 9 bis 12 Uhr, macht nach dem Essen, das gemeinschaftlich eingenommen wird, eine Siesta, um von 15 bis 18 Uhr weiterzuarbeiten. Nach dem gemeinschaftlichen Nachessen versammelt man sich zu Musik und Tanz. Doch um 20 Uhr ist in Stadt und Land Lichterlöschen, denn es herrscht früh wieder Tagwacht, ob schon die Arbeit so spät beginnt. Die Morgenstunden werden nämlich für die Volksbildung benützt. Morus erzählt uns: «Es ist nämlich üblich, täglich in den frühen Morgenstunden öffentliche Vorlesungen zu halten, die anzuhören eigentlich nur die verpflichtet sind, die ausdrücklich für das wissenschaftliche Studium ausersehen wurden; indessen strömt aus jedem Stande eine sehr grosse Menge von Männern wie auch von Frauen herbei, um, ihrem jeweiligen Interesse entsprechend, diese oder jene Vorlesung zu hören. Falls aber einer auch diese Zeit lieber seinem Handwerke widmen will, wie es für viele empfehlenswert ist, deren Geist sich nicht zu den Höhen der Wissenschaft zu erheben vermag, so hindert ihn nichts daran, ja er wird sogar gelobt, weil er dem Staate nützt.» Aus der

letzten Bemerkung geht hervor, dass nicht der Intellektuelle, sondern der Praktiker das höhere Ansehen genießt, was an das Gewicht erinnert, das in den marxistischen Ländern von heute dem Arbeiter in Partei und Wirtschaft zukommt. Aber dort wie auf Utopia soll jeder nach seiner Fähigkeit Beschäftigung finden.

Soll auch jeder das bekommen, wessen er bedarf? Das ist sowohl im heutigen Kommunismus, der sich nach marxistisch-leninistischer Auffassung ja erst in der tieferen Phase befindet, als auch auf Utopia noch nicht der Fall, ja Morus möchte gar nicht, dass alle Bedürfnisse der Menschen befriedigt werden, denn er unterscheidet streng zwischen lobenswerten und lasterhaften Wünschen, was ja auch die marxistischen Klassiker getan haben. So gönnt Morus zwar abends dem Volk Musik und morgens Vorlesungen, aber «Würfel und dergleichen unschickliche und verderbliche Spiele kennen sie nicht einmal». Auch der handwerkliche Luxus ist verpönt. Wie gering der Humanist von der Oberschicht seiner Zeit gedacht hat, geht aus seinen Sätzen über deren Faulheit hervor: «... bedenke, ein wie grosser Teil des Volkes bei andern Völkern untätig dahinlebt: zunächst einmal fast alle Frauen ... dazu kommen dann noch die Priester und sogenannten Geistlichen – welch riesige, welch faule Gesellschaft! Nimm all die reichen Leute hinzu, vor allem die Grossgrundbesitzer, die man gewöhnlich Vornehme und Ade-

lige nennt! Zähle dazu deren Dienerschaft, jenen ganzen Haufen bewaffneter Taugenichtse. Füge dazu endlich die gesunden und arbeitsfähigen Bettler, die irgendeine Krankheit zum Vorwand ihrer Faulenzerei nehmen! Sicherlich wirst du dann viel weniger Leute finden, als du geglaubt hättest, von deren Arbeit all das herrührt, was die Menschen brauchen. Und nun erwäge noch, wie wenige selbst von diesen ein lebensnotwendiges Gewerbe treiben ... » Wie erinnert doch dieser Spott auf Klerus, Grundbesitzer und Hoflieferanten an die bissigen Sätze von Marx gegen die Kapitalisten und ihre Lakaien!

Auf Utopia gibt es nur wenige Priester, denn es herrscht religiöse Toleranz. Die einen beten die Sonne an, andere einen verborgenen Gott. Viele sind Christen geworden, seit Besucher der Insel ihnen erzählten, dass die Jünger Christi Kommunisten waren. Diese christlichen Utopier haben aber noch keine Priester. Es gibt auch Gottlose. Auch sie werden geduldet, nur genießen sie wenig Achtung und dürfen keine Propaganda machen, während in einem marxistischen Land nur die Atheisten überall zu Worte kommen, die Gläubigen hingegen nur in der Kirche und ihrer Presse. Morus als guter und doch toleranter Katholik gibt zu bedenken, dass ein Ungläubiger eher sündigt als ein Gläubiger, da dieser auch dann die Sünde fürchtet, wenn niemand sie sieht; Gott weiss es dennoch und wird ihn ins Fegefeuer oder sogar in die Hölle werfen. Beson-

Nach Meinung der Utopier ist es der Sinn all unseres Handelns, ein ungetrübt angenehmes Leben, eben die Freude, zu genießen; sie entspricht dem Wollen der Natur, und die Tugend ist nichts anderes als der Gehorsam gegenüber diesem Wollen.

Thomas Morus

ders der Ehebruch kann heimlich geschehen. Wird er auf Utopia entdeckt, wird er mit Arbeitslager bestraft, und zwar lebenslänglich. Nur wenn der betrogene Teil mit ins Lager kommt, besteht Hoffnung auf Begnadigung durch den Landesfürsten. So streng sind die Sitten auf Kuba natürlich nicht. – Aber Utopia hat mit kommunistischen Ländern nicht nur den Gemeinbesitz und die Volksbildung, sondern auch das Arbeitslager und eine revolutionäre Aussenpolitik gemeinsam. Konrad Farner wirft in seiner Geschichte der Utopien (in «Theologie des Kommunismus?») Morus vor, er sei insofern noch wenig progressiv, als er noch Sklaverei und Kolonialismus kenne. Der Humanist versteht unter Sklaven aber nur solche Zwangsarbeiter, die eine Strafe abüssen, und nicht Kriegsgefangene oder Versuldete, die man kauft. Es gibt auf Utopia keine Schulden, weil es kein Geld, sondern nur Tauschhandel gibt. Auch wenn die Utopier mit Kriegs-

schiffen andere Inseln erobern, wollen sie diese nicht ausbeuten, sondern sie bringen ihnen ihre Wirtschaftsordnung. Sie vertreiben die dortigen Grossgrundbesitzer und Tyrannen und befreien das Volk, wie es die Kubaner in Angola taten! So haben schon Fichte und Lenin gedacht. Auch Morus ist nicht der erste, der ein Recht auf Eroberung im Namen einer höheren Ideologie kannte. Er hat es bereits beim Kirchenvater Augustinus gelesen, der von einem gerechten Krieg sprach, wenn dieser dazu dient, einem Volk die christliche Wahrheit zu bringen. Nur haben die Eroberer des christlichen Mittelalters den Barbaren nur die Kirchen und Klöster gebracht aber nicht den Kommunismus. Erst die Ketzereibewegungen am Ausgang des Mittelalters schrieben die Gütergemeinschaft auf ihre Fahnen (Hussiten, Wiclifiten, die Bauern unter Müntzer, die Täufer). Nach der Zeit von Morus sind die Puritaner in England mit diesem Ideal in den Krieg gegen die Adligen gezogen. «Utopia» hat weiter gewirkt, weil es vom Geist des christlichen Urkommunismus durchdrungen ist, aber diesen noch mit dem christlichen Imperialismus verbindet. Morus war kein frommer Schwärmer, sondern ein Jurist, der später sogar Lordkanzler wurde. Daher ist seine Utopie so realistisch und trotzdem oder gerade deshalb echt christlich. Auch Christus war nicht nur ein Lamm, sondern hat im Tempel die Kapitalisten mit der Peitsche vertrieben, und in der Vision des Johannes auf Patmos wird er hoch zu

Ross als Ritter wiederkehren, die Heiden schlagen und 1000 Jahre lang das Christenvolk mit «eisernem Stabe» regieren. Erst dann geht die Welt unter, folgen das Jüngste Gericht und die Vermählung des Lamms mit der Goldenen Stadt, auf neuer Erde und unter einem neuen Himmel. Diese schrittweise Verwirklichung der Gerechtigkeit ist von Marx aus der Apokalypse entnommen worden, besonders weil auch die Philosophen des deutschen Idealismus, die vom jungen Marx verehrt wurden, ihre Geschichtsdiagnostik darauf gegründet haben. Aber nur Fichte erwartete wie Marx als letzte Stufe einen demokratischen Sozialismus, während Schelling und Hegel Monarchisten blieben und nur das Absterben der Kirche erwarteten.

Morus ging nicht so weit, so wenig wie später die englischen Aufklärer. Der britische Utilitarismus zeigt sich immer darin, dass die Kirche als nützliches Werkzeug zur Volkserziehung betrachtet wird. Daher lesen wir bei Morus: «Man erblickt... in keinem Heiligtum (auf Utopia) das Bild einer Gottheit, damit es jedermann frei stehe, unter welcher Gestalt er sich Gott aus tiefster Überzeugung vorstellen will... Es werden auch keine Gebete gesprochen, die nicht jeder unbeschadet seiner religiösen Richtung nachsagen könnte.» Noch etwas patriarchalisch erfolgt die Beichte: Bevor die Utopier das Gotteshaus aufsuchen, «fallen zu Hause die Frauen ihren Männern, die Kinder ihren Eltern zu Füßen und beichten,

Die Utopier huldigen dem Prinzip des Gemeineigentums. Um schon den blossen Gedanken an ein persönliches, frei verfügbares Eigentum zu unterbinden, tauschen sie im Abstand von zehn Jahren ihre Häuser, indem sie durch das Los die Behausung ermitteln, die sie fortan bewohnen sollen.

Thomas Morus

wenn sie durch Taten oder ungenügende Pflichterfüllung gesündigt haben... So wird jedes Wölkchen häuslichen Zwists, das etwa aufgestiegen war, durch solche Abbitte verschweicht, und sie können mit reinem und heiterem Herzen dem Gottesdienst beiwohnen.» Wem fallen die Männer zu Füßen? Aber fortschrittlich ist doch das Fehlen eines Beichtvaters. Man singt und betet in der Kirche zum Lobe Gottes, hört aber keine Predigt. Am Schluss danken alle «für die Menge der empfangenen Wohltaten, namentlich aber dafür, dass man durch Gottes Gnade in dieses glücklichste aller Gemeinwesen hineingeboren wurde...». Es wird zwar zugestanden, dass man sich vielleicht dabei täusche. Doch heisst es weiter: «Wenn aber diese Staatsform die beste und die Religion die richtigste sei, dann möge Gott ihm (dem Utopier) Beständigkeit verleihen und die übrigen Menschen alle zu derselben

Lebensweise und derselben Gottesanschauung führen, wenn es nicht in seinem unerforschlichen Willen liege, sich an dieser Mannigfaltigkeit der Religionen zu erfreuen... Nach diesem Gebet werfen sie sich nochmals zu Boden, erheben sich kurz darauf und gehen zum Mittagmahle. Den Rest des Tages verbringen sie mit Spielen und militärischen Übungen.» Das ist der Geist der Aufklärung, der erst 200 Jahre später die englischen Empiristen wieder be-seelte und dann auf Frankreich und Deutschland eingewirkt hat, wo ein Schiller mit Kant sagen konnte: Ich habe keine Religion, aus Religion! Die Romantiker waren aber

dann der Meinung, dass es im erforschlichen Willen Gottes liege, sich an der Mannigfaltigkeit der Religionen zu erfreuen. Dieser Buntheit schleuderte aber schliesslich Marx das Wort vom Opium des Volkes entgegen. Aber politisch und ökonomisch stand seine Vision ganz im Zeichen der «Utopia», die dem Idealstaat Platos eine so realistische Gestalt gab, dass sie keine Utopie bleiben musste, sondern seit dem kommunistischen Jesuitenstaat am Paraguay und der Pariser Kommune im letzten Jahrhundert nun erst recht in unserem Jahrhundert immer mehr Wirklichkeit geworden ist. Morus hatte für den Kapitalis-

mus seiner Zeit schon den scharfen Blick eines Marx, lesen wir doch: «Ich behaupte: hätte man am Ende dieser Hungersnot die Speicher der Reichen durchsucht, so wäre so viel Getreide zu finden gewesen, dass niemand von der Ungunst der Witterung...etwas gemerkt hätte, wenn man es nur unter diejenigen verteilt hätte, die Entkräftung und Auszehrung dahinrafften. So leicht könnte der Lebensunterhalt beschafft werden, wenn nicht das liebe Geld, das doch selbstverständlich ganz offenbar erfunden worden ist, um uns die lebensnotwendigen Güter zugänglich zu machen, uns ganz allein den Weg dazu versperrte.»

Adolf Bosshart

Eine falsche Etikette

Gedanken zur Volksinitiative «Recht auf Leben»

Falsch etikettiert ist die Initiative «Recht auf Leben». Sie müsste heissen «Recht auf Geborenwerden». Gedanken zu dieser eidgenössischen Volksinitiative hat sich Adolf Bosshart im folgenden Artikel gemacht. Er geht dabei nicht gerade zimperlich mit den Initianten um. Der Autor ist Präsident der Freidenkervereinigung der Schweiz.

Die mit 227 472 gültigen Unterschriften eingereichte eidgenössische Volksinitiative «Recht auf Leben» verlangt eine neue Verfassungsbestimmung mit folgendem Wortlaut:

Art. 54 bis

«Jeder Mensch hat das Recht auf Leben und auf körperliche und geistige Unversehrtheit. Das Leben des Menschen be-

ginnt mit dessen Zeugung und endet mit seinem natürlichen Tode.

Der Schutz des Lebens und der körperlichen und geistigen Unversehrtheit darf nicht mit Rücksicht auf weniger hohe Rechtsgüter beeinträchtigt werden. Eingriffe sind nur auf rechtsstaatlichem Wege möglich.»

Zu diesen so plausiblen Feststellungen und Forderungen gibt es einiges zu bemerken.

Importiertes Gedankengut

Zum ersten muss festgestellt werden, dass es sich bei dem im Text der Initiative eingewickelten Gedankengut um einen reinen Importartikel handelt. Die Kräfte, die – unter anderem – eine freiere Handhabung des Schwangerschaftsabbruchs sowie der Sterbehilfe hintertreiben wollen, sind offensichtlich ferngesteuert. Von der Vereinigung «Ja zum Leben» steht zu lesen, dass sie «katholisch orientiert» ist (also vom Vatikan gelenkt wird). Demgegenüber ist die als Sozialwerk etikettierte Aktion «Helfen statt töten» evangelisch ausgerichtet. Zu den Aktivitäten dieser Organisation gehört auch der Vertrieb von Büchern, unter anderem des Verlags des «Weissen Kreuzes», einer überkirchlichen Bewegung für Sexualethik und Seelsorge (vgl. NZZ